

DIE
SIMON BECKETT
EWIGEN TOTEN

**SPIEGEL
Bestseller**

THRILLER

roro
roro
roro



Simon Beckett

Die ewigen Toten

Thriller

Aus dem Englischen von Karen Witthuhn und Sabine Längsfeld

Über dieses Buch

Es war ein guter Sommer für Dr. David Hunter. Als forensischer Berater der Polizei ist er endlich wieder gefragt, und auch mit seiner Freundin Rachel läuft es bestens. Einzig ihre bevorstehende Abreise zu einem Forschungsaufenthalt in Griechenland trübt die Stimmung.

Ausgerechnet an ihrem letzten gemeinsamen Abend kommt der Anruf: Die Polizei hat unter dem Dach eines stillgelegten Krankenhauses im Norden Londons eine Leiche aufgefunden, eingewickelt in eine Plastikhülle. Das Krankenhaus St. Jude, seit Jahren verlassen und heruntergekommen, soll in Kürze abgerissen werden, um in der gentrifizierten Gegend Baugrund zu schaffen.

Die Leiche, das sieht der forensische Anthropologe sofort, liegt schon seit langer Zeit auf dem verwinkelten Dachboden von St. Jude. Durch das staubige und stickige Klima ist der Körper teilweise mumifiziert. Als Hunter die Leiche näher untersucht, stellt er fest, dass es sich um eine Frau handelt. Eine schwangere Frau.

Beim Versuch, die Tote zu bergen, bricht der Boden des baufälligen Hauses ein, wobei ein Polizist in das darunterliegende Stockwerk fällt, in ein Krankenzimmer, das nicht auf den Plänen verzeichnet ist. Warum wusste niemand von der Existenz dieses Raumes? Und warum hat jemand den

Eingang zugemauert, obwohl dort nach wie vor Krankenbetten stehen? Betten, in denen noch jemand liegt ...

Je tiefer David Hunter in die Vergangenheit des Krankenhauses eindringt, desto mehr düstere Geheimnisse kommen ans Licht. Und bald ist klar, dass St. Jude noch lange nicht sein letztes Opfer gefordert hat.

«Becketts Psychothriller sind so unglaublich spannend, dass man mit klopfendem Herzen dasitzt und bei jedem kleinsten Geräusch aufschreckt.» Stern.de

«Ein höchst spannender Thriller, dessen fein ausgeklügelte Dramaturgie die Geschichte schlüssig trägt.» Hamburger Abendblatt

«Simon Beckett ist einer der zurzeit spannendsten Krimiautoren.» HR Online

«Einfach grandios! Simon Becketts Thriller machen süchtig.» BILD am Sonntag

Vita

Simon Beckett ist einer der erfolgreichsten englischen Thrillerautoren. Seine Serie um den forensischen Anthropologen David Hunter wird rund um den Globus gelesen: «Die Chemie des Todes», «Kalte Asche», «Leichenblässe», «Verwesung» und «Totenfang» waren allesamt Bestseller. «Die ewigen Toten», Teil 6 der Reihe, erreichte Platz 1 der Bestsellerliste, ebenso wie sein atmosphärischer Psychothriller «Der Hof». Simon Beckett ist verheiratet und lebt in Sheffield.

Karen Witthuhn übersetzt nach einem ersten Leben im Theater seit 2000 Theatertexte und Romane, u.a. von Simon Beckett, D.B. John, Ken Bruen, Sam Hawken, Percival Everett, Anita Nair, Alan Carter und George Pelecanos. 2015 und 2018 erhielt sie Arbeitsstipendien des Deutschen Übersetzerfonds.

Sabine Längsfeld übersetzt bereits in zweiter Generation Literatur verschiedenster Genres aus dem Englischen in ihre Muttersprache. Zu den von ihr übertragenen AutorInnen zählen Anna McPartlin, Sara Gruen, Glennon Doyle, Malala Yousafzai, Roddy Doyle und Simon Beckett.

Für meinen Vater, Frank Beckett, der die Dinge immer in die richtige Perspektive gebracht hat.

Juli 1929–April 2018

Kapitel 1

Die meisten Menschen glauben zu wissen, wie Verwesung riecht. Sie denken, der Geruch wäre markant, unverwechselbar, der faulige Gestank des Grabes.

Sie irren sich.

Der Verwesungsvorgang ist kompliziert. Bis aus einem einst lebendigen Organismus ein Skelett wird, bis nichts als trockene Knochen und Mineralien bleiben, spielen sich komplexe biochemische Prozesse ab. Einige der dabei entstehenden Gase werden vom menschlichen Geruchssinn als widerwärtig wahrgenommen, doch sie sind nur ein Teil des olfaktorischen Menüs. Ein verwesender Körper produziert Hunderte von flüchtigen organischen Verbindungen, jede mit eigenen Merkmalen. Viele davon – besonders jene, die etwa nach der Hälfte des Verwesungsprozesses auftreten und mit Fäulnis und Aufblähung einhergehen – sind für die Nase tatsächlich nur schwer zu ertragen. Dimethyltrisulfide beispielsweise erinnern an vergammelten Kohl. Buttersäure und Trimethylamin riechen nach Erbrochenem und altem Fisch. Eine andere Substanz, Indol, stinkt, wenn sie hochkonzentriert ist, nach Fäkalien. Doch in geringeren Mengen hat Indol einen zarten, blumigen Duft, der von Parfümherstellern sehr geschätzt wird.

Hexanal, ein Gas, das in den frühen wie den späteren Verwesungsstufen auftritt, ähnelt frisch gemähtem Gras, und Butanol duftet nach herbstlichen Blättern.

Der Geruch von Verwesung kann all diese Noten enthalten, er ist komplex wie edler Wein. Und da der Tod voller Überraschungen ist, kann er sich mitunter auch auf ganz andere Weise ankündigen.

«Passen Sie auf, wo Sie hintreten, Dr. Hunter», warnte DI Whelan, der vor mir herging. «Ein Schritt neben die Platten, und Sie brechen durch die Decke.»

Das brauchte er mir nicht zu sagen. Ich duckte mich unter einem niedrigen Balken hindurch und setzte meine Schritte behutsam. Der große Dachboden war wie eine Sauna, die Hitze des Tages staute sich unter dem Schieferdach. Durch die Maske vor meinem Gesicht bekam ich kaum Luft. Das Gummiband der Kapuze an meinem Schutzanzug schnitt mir in die Haut, und meine Hände in den engen Nitril-Handschuhen waren feucht und heiß. Als ich mir den Schweiß aus den Augen wischen wollte, rieb ich ihn erst richtig hinein.

Der riesige Dachboden des alten Krankenhauses erstreckte sich vor mir in alle Richtungen und verlor sich jenseits der Lichtkegel der aufgestellten Lampen in tiefer Dunkelheit. Aus Aluminiumplatten hatte man einen Laufsteg gelegt, der sich unter unserem Gewicht bog und schwankte.

Ich hoffte bloß, die Dachbalken darunter waren stabil genug.

«Kennen Sie diesen Teil von London?», fragte Whelan über die Schulter hinweg. Der Dialekt des Detective Inspector verriet, dass seine Wurzeln eher im hohen Norden lagen als hier – näher an der Tyne als an der Themse. Er war ein bärtiger, untersetzter Mann in den Vierzigern, dessen dickes graues Haar bei unserer Begrüßung verschwitzt und platt gedrückt gewesen war. Jetzt war sein Gesicht hinter der Maske kaum noch zu sehen.

«Nicht wirklich.»

«In diese Gegend kommt man nicht ohne guten Grund. Und dann nur, wenn sich's nicht vermeiden lässt.» Er bückte sich unter einem schrägen Dachbalken hindurch. «Vorsicht mit dem Kopf.»

Ich machte es ihm nach. Trotz der Laufstege kamen wir nur langsam voran. Über unseren Köpfen verliefen kreuz und quer Balken, wer sich nicht tief genug bückte, stieß sich den Kopf, während sich in Knöchelhöhe alte Leitungen um die Dachträger wanden, die einem unvorsichtig gesetzten Fuß leicht zur Falle werden konnten. Hier und da ragten scheinbar willkürlich eingebaute, rußgeschwärzte Ziegelschornsteine vor uns auf und versperrten den direkten Weg, sodass die Platten um sie herum hatten gelegt werden müssen.

Ich wischte mir eine Spinnwebe aus dem Gesicht. Wie zerrissene Theatervorhänge hingen sie schmutzverklebt von den Dachbalken. Alles hier oben war von Staub überzogen, die früher gelbe Isolierung zwischen den Trägern hatte sich in eine dreckige, braune Matte verwandelt. Staubpartikel wirbelten

durch die Luft, glänzten in dem hellen Licht. Meine Augen juckten, trotz der Maske schmeckte ich Staub im Mund.

Als über mir etwas durch die Luft schoss – ich fühlte es mehr, als dass ich es sah –, duckte ich mich. Erkennen konnte ich in der Dunkelheit nichts. Ich verbuchte es unter Einbildung und konzentrierte mich wieder darauf, wohin ich meine Füße setzte.

Ein Stück vor uns kündigte ein Lichtkreis unser Ziel an. Unter grellen Flutlampen standen um einen Schornstein herum weißgekleidete Gestalten auf einer Insel aus Trittplatten. Leises Gemurmel drang zu uns herüber, von den Masken gedämpft. Ein Tatortermittler machte Fotos von etwas, das auf dem Boden lag.

Whelan hielt vor der Gruppe an. «Ma'am? Der forensische Anthropologe ist da.»

Eine Gestalt wandte sich mir zu. Der über der Maske sichtbare Teil des Gesichts war gerötet und glänzte vor Schweiß. Ob in dem sackartigen Schutzanzug ein Mann oder eine Frau steckte, wäre schwer zu sagen gewesen, wenn ich es nicht bereits gewusst hätte, denn wir arbeiteten nicht zum ersten Mal zusammen. Jetzt sah ich auch, dass die Gruppe um einen in Plastik eingewickelten Gegenstand herumstand, einem zusammengerollten Teppich ähnlich. An einem Ende war die Plastikplane teilweise abgezogen.

Darunter karamellfarbene Haut, straff über die Wangenknochen gezogen, und leere Augenhöhlen. Das Gesicht einer Mumie.

Derart abgelenkt bemerkte ich den niedrigen Dachbalken erst, als ich mir daran heftig den Schädel stieß und mir auf die Zunge biss.

«Vorsicht», sagte Whelan.

Eher verlegen als verletzt rieb ich mir den Kopf. *Toller Einstieg*. Ein halbes Dutzend Augenpaare sah mich über Masken hinweg ausdruckslos an. Nur die von Whelan angesprochene Frau amüsierte sich, wie die Lachfältchen um ihre Augen verrieten.

«Willkommen im St. Jude», sagte Detective Chief Inspector Sharon Ward.

Zwölf Stunden zuvor war ich aus einem Albtraum aufgewacht, hatte kerzengerade im Bett gesessen und nicht gewusst, wo ich war. Automatisch hatte ich die Hand auf den Bauch gelegt und erwartet, klebriges Blut zu spüren. Doch meine Haut war trocken, nur eine lange verheilte Narbe war zu fühlen.

«Alles in Ordnung?»

Rachel stützte sich auf den Ellbogen und legte besorgt die Hand auf meine Brust. Durch die schweren Vorhänge sickerte Tageslicht in ein Zimmer, das langsam erkennbare Formen annahm.

Ich nickte und atmete tief ein und aus. «Tut mir leid.»

«Wieder ein schlimmer Traum?»

Erinnerungen an Blutspritzer und ein in der Sonne glitzerndes Messer blitzten in mir auf. «Nicht allzu schlimm. Habe ich dich geweckt?»

«Mich und alle anderen.» Sie lächelte über meinen Gesichtsausdruck. «War nur Spaß. Du hast dich hin und her geworfen, laut warst du nicht. War es wieder derselbe Traum?»

«Ich kann mich nicht erinnern. Wie spät ist es?»

«Kurz nach sieben. Ich wollte gerade aufstehen und Kaffee kochen.»

Die Überreste meines Albtraums klebten immer noch wie kalter Schweiß an mir, als ich die Beine aus dem Bett schwang. «Lass nur, ich mache das.»

Ich zog mich an und schloss sanft die Zimmertür hinter mir. Sobald ich allein im Flur war, verflog mein Lächeln. Ich atmete tief durch und versuchte, die Nachwehen des Traums abzuschütteln. *Das ist nicht die Realität.*

Diesmal nicht.

Im Haus regte sich noch nichts, die frühmorgendliche Ruhe vor einem neuen Tag. Das schwere Ticken einer Standuhr durchbrach die Stille, als ich leise die Treppe hinunterstieg. Der dicke Teppich des Flurs wurde von Schieferfliesen abgelöst, angenehm kühl unter meinen bloßen Füßen. In der Luft hing noch die Wärme des gestrigen Tages, aber die Steinwände des alten Hauses hielten ansonsten die Hitze des Altweibersommers ab.

Ich setzte Kaffee auf, dann holte ich mir ein Glas Wasser, ging damit zum Fenster und trank mit Blick auf den Garten und die grünen Felder. Aus einem unwirklich blauen Himmel strahlte die Sonne herab. In der Ferne grasten Schafe, daneben lag ein kleines Waldstück, die Blätter an den Bäumen waren

bereits rötlich eingefärbt, bald würden sie fallen. Die Landschaft sah wie ein Kalenderfoto aus, an einem solchen Ort konnte nichts Schlimmes geschehen.

Das hatte ich von anderen Orten auch gedacht.

Jason hatte diesen Zweitwohnsitz als Cottage bezeichnet. Verglichen mit seinem Haus in London, einer riesigen Villa in Belsize Park, mochte das stimmen, war aber eine ziemliche Untertreibung für dieses weitläufige, alte, aus honigfarbenen Cotswold-Steinen gebaute Haus mit Reetdach, das sich gut auf der Titelseite einer Zeitschrift gemacht hätte. Es lag am Rand eines hübschen Dorfes, dessen Pub einen Michelin-Stern vorweisen konnte und dessen enge Hauptstraße jedes Wochenende von Range Rovern, diversen Mercedes-Modellen und BMWs verstopft war.

Als Jason und Anja uns zu einem langen Wochenende einluden, hatte ich zunächst befürchtet, es könnte unbehaglich werden. Die beiden waren vor dem Tod meiner Frau und meiner Tochter meine engsten Freunde gewesen. Ich hatte Kara bei ihnen auf einer Party kennengelernt, sie waren Alice' Paten geworden, ich war Patenonkel ihrer Tochter Mia. Ich war froh, dass die beiden sich nun mit Rachel so gut verstanden, aber gelegentlich ein gemeinsamer Drink oder ein Abendessen waren etwas anderes, als mehrere Tage miteinander zu verbringen. Rachel und ich hatten uns erst in diesem Jahr kennengelernt, bei einer traumatischen Mordermittlung in den Küstenmarschen von Essex. Ich machte mir Sorgen, dass es seltsam werden könnte, sie mit zu Freunden aus meinem alten

Leben zu nehmen, dass sie sich wegen meiner gemeinsamen Vergangenheit mit Jason und Anja ausgeschlossen fühlen könnte.

Aber alles war gutgegangen. Wenn sich doch ab und an ein merkwürdiges Gefühl von Fremdheit einstellte und sich das alte Leben beunruhigend über das neue zu legen schien, dann hielt das nie lange an. Wir hatten das Wochenende mit langen Spaziergängen über die Felder der Cotswolds, ausgedehnten Mittagessen im Pub und entspannten Abenden verbracht. Es war in jeder Hinsicht eine idyllische Zeit gewesen.

Bis zu dem Albtraum.

Hinter mir hatte der Kaffee zu blubbern begonnen und füllte die Küche mit seinem Duft. Ich schenkte gerade zwei Tassen ein, als ich die Treppe knarren hörte. Jemand kam mit schweren Schritten nach unten, und ich wusste ohne mich umzudrehen, dass es Jason war.

«Morgen.» Verschlafen und zerknautscht kam er in die Küche geschlurft. «Du bist früh auf.»

«Ich habe gedacht, ich koche schon mal Kaffee. Hoffe, das ist okay.»

«Solange ich was davon abkriege.»

Er ließ sich auf einen Stuhl an der Kücheninsel plumpsen und unternahm den halbherzigen Versuch, den Frotteebademantel um seinen massigen Körper zu wickeln, gab aber rasch auf. Dunkles, fellähnliches Brusthaar zog sich bis zur Rasierlinie an seinem Hals hoch. Das stoppelige Gesicht und

dünnere werdende Haupthaar schienen zu einem anderen Körper zu gehören.

Er nahm den Kaffee mit einem dankbaren Grunzen entgegen. Wir kannten uns seit unserer Zeit als Medizinstudenten, lange bevor mein Leben eine ganz andere Richtung genommen hatte. Anstatt Arzt zu werden, hatte ich mich für eine Karriere als forensischer Anthropologe entschieden, die zwischendurch oft turbulent gewesen war, während aus Jason ein erfolgreicher Orthopäde geworden war, der sich einen Zweitwohnsitz in den Cotswolds leisten konnte. Auch in jüngeren Jahren war er nie ein Morgenmensch gewesen, nichts hatte das geändert. Schon gar nicht der Wein vom Vorabend.

Er trank einen Schluck Kaffee und verzog das Gesicht. «Du hast vermutlich keinen Tipp gegen Kater?»

«Trink nicht so viel.»

«Guter Witz.» Er nahm einen weiteren Schluck. «Wann wollt ihr losfahren, Rachel und du?»

«Erst heute Nachmittag.»

Wir waren in meinem «neuen» Auto aus London gekommen, einem gebrauchten, aber verlässlichen Allradwagen, und mussten erst am Abend zurück sein. Aber der Hinweis, dass das Wochenende fast vorbei war – und der Gedanke an den nächsten Tag –, verursachten in mir ein hohles Gefühl.

«Wann fliegt Rachel morgen?», fragte Jason, als hätte er meine Gedanken gelesen.

«Am späten Vormittag.»

Er musterte mich. «Mit dir alles in Ordnung?»

«Klar.»

«Es ist nur für ein paar Monate. Das werdet ihr überstehen.»

«Ich weiß.»

Er betrachtete mich einen Moment länger, ließ es aber dabei bewenden. Mit einem Stöhnen ging er zu einer Schublade und nahm eine Schachtel Paracetamol heraus. Seine fleischigen Finger drückten routiniert zwei Tabletten aus der Folie.

«Verdammt, mein Kopf», sagte er, holte eine Flasche Mineralwasser aus dem Kühlschrank und öffnete sie. Er spülte die beiden Tabletten hinunter und warf mir einen säuerlichen Blick zu. «Spar's dir.»

«Ich habe kein Wort gesagt.»

«Brauchst du auch nicht.» Er machte eine Geste. «Na los, raus damit.»

«Wozu? Ich kann dir nichts sagen, was du nicht selber weißt.»

Bereits als Student war Jason ein Mann mit großem Appetit gewesen. Doch jetzt war er in ein Alter gekommen, in dem die Maßlosigkeit ihren Tribut forderte. Schon früher war er korpulent gewesen, hatte seitdem noch mehr zugenommen, das Gesicht war aufgedunsen und hatte eine ungesunde Farbe. Aber da wir unsere Freundschaft nach mehreren Jahren gerade erst wieder aufleben ließen, hielt ich es für unangemessen, das Thema anzusprechen. Ich war froh, dass er es nun von sich aus tat.

«Bei der Arbeit herrscht viel Druck.» Er zuckte die Achseln und starrte aus dem Fenster. «Budgetkürzungen, Wartezeiten. Das reine Chaos. Manchmal denke ich, du hast es richtig gemacht, als du damals gegangen bist.»

Ich sah mich in der wunderschön eingerichteten Küche um. «Allzu schlecht hast du es nicht getroffen.»

«Du weißt, was ich meine. Alles in allem treibe ich es wohl hin und wieder etwas zu heftig, aber ich nehme ja kein Kokain oder so.»

«Dafür sind deine Patienten sicher dankbar.»

«Zumindest sind sie nicht tot.»

Das Geplänkel schien ihn zu beleben. Er rieb sich den Bauch und ging zum Kühlschrank.

«Lust auf ein Sandwich mit gebrutzelttem Schinkenspeck?»

Nach dem Mittagessen machten Rachel und ich uns auf den Weg. Jason hatte einen Sonntagsbraten aufgetischt, eine zarte, perfekt zubereitete Rinderlende, und Anja hatte zum Nachtisch eine Meringue gebacken. Hinterher bestand sie darauf, dass wir etwas mitnahmen, auch von dem Fleisch.

«Dann müsst ihr nicht einkaufen gehen», beharrte sie, als ich ablehnen wollte. «Ich kenne dich, David. Sobald Rachel weg ist, denkst du nicht mehr ans Essen oder nimmst, was gerade im Kühlschrank ist. Du kannst nicht nur von Omelette leben.»

«Ich lebe nicht nur von Omelette.» Nicht mal in meinen eigenen Ohren klang ich besonders überzeugend.

Anja lächelte milde. «Dann kannst du ja ruhig was mitnehmen.»

Auf der Rückfahrt nach London waren Rachel und ich sehr still. Es war ein herrlicher Abend, die Hügel der Cotswolds schimmerten grün und golden, die Bäume verfärbten sich rotbraun, der Herbst nahte. Doch der Gedanke an ihre Abreise am nächsten Tag verdarb uns die Freude.

«Es sind nur drei Monate», sagte Rachel plötzlich, als würde sie einen Dialog fortsetzen. «Und Griechenland ist nicht weit weg.»

«Ich weiß.»

Weit genug, fand ich, aber ich wusste, was sie meinte. Im Sommer hatte sie schon die Chance ausgeschlagen, in ihren alten Job als Meeresbiologin in Australien zurückzukehren. Sie war geblieben, um mit mir zusammen zu sein, daher konnte ich mich über die zeitlich begrenzte Forschungsstelle im ägäischen Meeresschutzgebiet kaum beklagen.

«Es sind nur vier Stunden Flug. Du kannst jederzeit vorbeikommen.»

«Rachel, es ist alles gut. Wirklich.» Wir hatten besprochen, dass sie sich ohne Ablenkung auf die Arbeit konzentrieren sollte. «Das ist dein Beruf, du musst das machen. Wir sehen uns in ein paar Wochen wieder.»

«Ich weiß. Aber ich hasse den Abschied.»

Mir ging es genauso. Meine Vermutung war, dass Jason und Anja – vor allem wohl Anja – uns übers Wochenende

eingeladen hatten, um uns vom Trennungsschmerz abzulenken.

Das war jetzt nicht mehr möglich. Rachel durchsuchte die wenigen CDs, die ich im Auto hatte. «Wie wäre es damit? Jimmy Smith, *The Cat?*»

«Vielleicht lieber was anderes.»

Sie gab die Suche schnell auf und stellte das Radio an. Für den Rest der Fahrt überdeckte eine Sendung über Alpakazucht das Schweigen. Die Felder gingen in Vorortsiedlungen über, dann folgten die hohen Betonklötze und Backsteinbauten der Stadt. Ich widerstand dem Drang, zu meiner alten Wohnung in East London zu fahren. Schon seit dem frühen Sommer wohnte ich dort nicht mehr, trotzdem war es seltsam, woanders hinzufahren.

Ich bog in eine von Bäumen gesäumte, stille Seitenstraße ab und fuhr an weiß getünchten Villen inmitten grüner Gärten vorbei, auf einen modernen Wohnblock zu, der hier wie hineingebeamt wirkte. Ballard Court, in den siebziger Jahren errichtet, war ein zehnstöckiges Gebäude aus Ecken, Kanten und Beton, in dessen Rauchglasfenstern sich eine abgetönte Version des Abendhimmels spiegelte. Ein bedeutendes Werk des Brutalismus, wie mir gesagt worden war, tatsächlich hatte es etwas ziemlich Brutales an sich, fand ich.

Vielleicht wollte ich mich deshalb nicht an das Leben dort gewöhnen.

Ich hielt am Tor und gab den Code ins Keypad ein. Während das Tor sich langsam aufschob, schaute ich ohne Begeisterung

an den gestaffelten Balkons entlang nach oben, bis ich merkte, dass Rachel mich musterte.

«Was ist?»

«Nichts.» Doch ihr Mund war zu einem halben Lächeln verzogen.

Hinter dem Tor musste ich erneut warten, bis die Tür zur Tiefgarage aufging, und fuhr auf den mir zugeteilten Parkplatz. Nachdem ich einmal versehentlich an falscher Stelle geparkt hatte, war ich von der Verwaltung schriftlich verwarnt worden.

Ballard Court hatte viele Regeln.

Wir nahmen den Aufzug in den fünften Stock. Am Haupteingang gab es eine Rezeption mit Concierge, doch da nur Bewohner Zugang zur Tiefgarage hatten, fuhren die Aufzüge direkt zu den Stockwerken hoch. Die Tür glitt auf, dahinter lag der breite Korridor mit den nummerierten Teakholztüren. Ich fühlte mich dort immer an ein Hotel erinnert, ein Eindruck, den der leichte Pfefferminzgeruch, der permanent in der Luft zu hängen schien, verstärkte.

Unsere Schritte hallten über den Marmorboden. Ich schob die schwere Tür meines Apartments auf, ließ Rachel eintreten, langsam schwang die Tür hinter uns zu und fiel mit einem leisen *Klick* ins Schloss. Der mit Teppich ausgelegte Flur führte in die große Küche, hinter einem Türbogen folgte ein offenes Wohn- und Esszimmer, in dem derselbe schallschluckende Teppich wie im Flur verlegt worden war, farblich perfekt auf die Terrakottafliesen in der Küche abgestimmt. An den Wänden hingen abstrakte Gemälde, und in dem mokkafarbenen

Ledersofa konnte man ertrinken. Ein sehr schönes Apartment und nicht zu vergleichen mit der bescheidenen Erdgeschosswohnung, in der ich vorher gewohnt hatte.

Ich hasste es.

Jason hatte das Ganze eingefädelt. Ein Arztkollege aus seinem Krankenhaus war für ein halbes Jahr nach Kanada gegangen und wollte seine Wohnung nicht leerstehen lassen. Aber über einen Makler wollte er sie auch nicht vermieten, und da ich – widerwillig – aus meinem alten Zuhause hatte ausziehen müssen, fand Jason, wir würden uns gegenseitig einen Gefallen tun. Die Miete war lächerlich niedrig, vermutlich hatte Jason damit ebenfalls etwas zu tun, auch wenn er es vehement abstritt. Lange hatte ich gezögert, bis Rachel sich zu Wort meldete. In meiner alten Wohnung wäre ich nicht sicher, hatte sie argumentiert, und ihre grünen Augen hatten wütend gefunktelt. Ich war dort schon einmal angegriffen worden und fast gestorben: Wollte ich wirklich die Empfehlung der Polizei ignorieren und aus irgendeinem trotzigem Stolz heraus mein Leben aufs Spiel setzen?

Sie hatte recht.

Vor einigen Jahren hatte mich eine Frau namens Grace Strachan mit einem Messer angegriffen, fast wäre ich vor meiner eigenen Haustür verblutet. Eine psychotische Gewalttäterin, die mich für den Tod ihres Bruders verantwortlich machte. Danach war sie verschwunden und nie wieder gesehen worden. Die Wunden waren nur langsam verheilt – vor allem die psychischen –, doch im Laufe der Zeit

hatte ich zu glauben begonnen, dass die Gefahr vorüber wäre. Ein dermaßen labiler Mensch hätte nie ohne fremde Hilfe so lange von der Bildfläche verschwinden können. Irgendwann war ich sicher gewesen, dass sie nicht mehr lebte oder zumindest nicht mehr im Land war. Sondern irgendwo, wo sie keine Gefahr darstellte.

Dann vor ein paar Monaten, als ich mich wegen einer Mordermittlung in Essex aufhielt, hatte die Polizei nach einem versuchten Einbruch in meiner Wohnung einen Fingerabdruck von ihr sichergestellt. Wie lange er schon dort gewesen war, ließ sich nicht ermitteln, eventuell war er nach dem Messerangriff übersehen worden. Doch es war genauso gut möglich, dass Grace zurückgekehrt war, um mich zu töten.

Trotzdem war ich nur widerwillig ausgezogen. Zu der Wohnung selbst hatte ich keine große emotionale Verbindung – Graces Mordversuch und eine gescheiterte Beziehung prägten die Erinnerungen an die Zeit dort –, doch ich wollte selbst entscheiden, wann ich auszog. So fühlte es sich nach Flucht an.

Am Ende überzeugten mich weder der Rat der Polizei noch irgendein spät einsetzender Überlebenswille. Sondern die Tatsache, dass auch Rachel sich in der Wohnung aufhielt.

Ich setzte nicht nur mein Leben aufs Spiel.

Also zog ich um nach Ballard Court, wo ich nicht gemeldet war und dessen Sicherheitssysteme, elektronischen Türen und Tiefgarage Rachel und die Polizei beruhigten. Wenn Grace Strachan wirklich wieder da war, wenn sie irgendwie herausbekommen hatte, dass ich noch lebte, würde es ihr sehr

schwerfallen, mich zu finden, und erst recht, an mich heranzukommen.

Seit dem Fingerabdruck hatte es jedoch keine Spur mehr von ihr gegeben. Anfänglich hatte die Polizei meine Wohnung überwacht, die leerstand, weil ich sie weder verkaufen noch vermieten wollte, solange die Möglichkeit bestand, dass jemand dort zu Schaden kam. Aber im Laufe der Wochen waren die Maßnahmen zurückgefahren worden. Inzwischen war ich überzeugt, dass alles nur falscher Alarm gewesen war, und hatte beschlossen, zurück in mein Erdgeschoss zu ziehen, sobald meine Zeit im sicheren, aber seelenlosen Ballard Court abgelaufen war. Ich musste Rachel meinen Entschluss noch mitteilen, fand aber, dafür wäre später noch Zeit. Ich wollte uns den letzten Abend nicht verderben.

Das übernahm jemand anders.

Während wir das Abendbrot vorbereiteten und fest entschlossen so taten, als wäre nichts, klingelte mein Handy. Die Abendsonne schien golden durchs Fenster und warf lange Schatten. Ich hatte nicht mit einem Anruf gerechnet und keine Ahnung, wer mich am Sonntagabend sprechen wollte. Als ich zum Handy griff, zog sie eine Augenbraue hoch, sagte aber nichts. Auf dem Display stand *Sharon Ward*.

Ich sah Rachel an. «Es ist beruflich», sagte ich. «Ich muss da nicht drangehen.»

Ihr Lächeln zog Fältchen um ihre Augenwinkel, doch bevor sie sich abwandte, sah ich etwas in ihrem Blick, das ich nicht lesen konnte.

«Doch, musst du», sagte sie.

Kapitel 2

Die meisten Menschen finden meinen Beruf vermutlich seltsam, geradezu makaber. Ich verbringe mehr Zeit mit den Toten als mit den Lebenden und untersuche Verwesung und Zerfall, um menschliche Überreste zu identifizieren und zu verstehen, was sie in diesen Zustand gebracht haben könnte.

Das ist eine oft düstere, aber wichtige Tätigkeit, und als ich Wards Namen auf meinem Display las, wusste ich sofort, was das zu bedeuten hatte. Bei unserer ersten Zusammenarbeit war sie noch Detective Inspector gewesen, damals war –

buchstäblich auf meiner Türschwelle – ein Körperteil abgelegt worden. Aber vor kurzem war sie zur DCI befördert worden und leitete eines der Mordermittlungsteams der Metropolitan Police. Wenn sie am Sonntagabend anrief, dann nicht, um mit mir zu plaudern.

Dass mich das kaum beunruhigte, zeigte, wie sorglos ich geworden war. Ward war es gewesen, die mich vor einigen Monaten informiert hatte, dass der Fingerabdruck in meiner Wohnung von Grace Strachan stammte. Seitdem hatte sie mich über den Fortgang der Fahndung auf dem Laufenden gehalten. Oder vielmehr über deren Stillstand. Es wäre mir nicht in den

Sinn gekommen, dass sie jetzt aus anderen als beruflichen Gründen anrufen könnte.

Und so war es auch. Auf dem Dachboden eines ehemaligen Krankenhauses in Blakenheath in North London war eine Leiche gefunden worden. Das alte Gebäude stand seit Jahren leer und wurde von Drogenabhängigen und Obdachlosen als Unterschlupf genutzt. Die unbekannte Person war schon seit einiger Zeit tot, der schlechte Zustand der Leiche machte die Anwesenheit eines forensischen Anthropologen erforderlich. Ob ich vorbeikommen und einen Blick darauf werfen könnte?

Ich sagte zu.

Natürlich hatte ich den letzten Abend mit Rachel anders verbringen wollen. Schließlich würden wir uns drei Monate lang nicht sehen. Aber sie fand, lieber sollte ich arbeiten gehen, als dass wir beide voller Abschiedsschmerz durch die Wohnung schlichen. «Mach schon», sagte sie, «lass sie nicht warten.»

Während ich zum St. Jude fuhr, wurde aus der Dämmerung Dunkelheit. Ich kannte Blakenheath nicht, aber die Straßen waren geprägt vom typischen multikulturellen Mix der meisten Londoner Stadtteile. Imbisse und Läden mit Schildern in westindischen, asiatischen und europäischen Sprachen drängten sich neben heruntergekommenen, vergitterten und verrammelten Gebäuden. Davon gab es immer mehr, je weiter ich rausfuhr, bis die Laternen irgendwann nur noch tote Straßen erhellten. Dann traf ich auf eine parallel zur Straße verlaufende Mauer, darauf ein altes Eisengeländer, zwischen dessen Streben hindurch Äste ragten. Ich vermutete einen Park,

bis ich den Eingang erreichte. Über zwei hohen steinernen Pfosten wölbte sich ein verrosteter Torbogen aus Eisen, auf dem in großen, verschnörkelten Buchstaben *St. Jude's Royal Infirmary* stand. An der Mauer daneben war auf einem einsamen, ausgefransten Banner die Botschaft *Rettet das St. Jude* zu lesen.

Neben dem Tor hielt eine junge Polizistin Wache. Ich nannte meinen Namen und wartete, bis sie mich überprüft hatte. «Folgen Sie einfach dem Weg», sagte sie.

Als ich durch den Torbogen fuhr, fiel das Licht meiner Scheinwerfer auf eine große Tafel mit einem Plan des Krankenhausgeländes, so verblichen, dass kaum etwas zu erkennen war. Der Eindruck eines Parks war gar nicht so falsch gewesen. Die Außenmauer war hinter hohen Bäumen verborgen, vermutlich hatten früher zwischen den Krankenhausgebäuden Grünflächen gelegen. Jetzt war dort Ödland. Die Gebäude waren abgerissen worden, mit Unkraut bewachsene Haufen aus Ziegelsteinen und Beton zeigten an, wo sie gestanden hatten.

Es kam mir vor, als würde ich durch eine ausgebombte Stadt fahren, düster und verlassen. Nur meine Scheinwerfer verdrängten die Finsternis. Das Licht der umliegenden Straßen wurde durch die dichten Bäume und die hohe Mauer abgeschirmt, das Gelände wirkte dadurch viel entlegener, als es eigentlich war. Ich umrundete einen dunklen Schutthaufen und sah Polizeiwagen und Transporter vor dem Hauptgebäude parken. Viktorianisch, drei Stockwerke, in der Mitte führte eine

breite Treppe herab. Trotz der vernagelten Fenster in den verwitterten Steinwänden und des jämmerlichen Gesamteindrucks verströmte das Gebäude eine gewisse Erhabenheit. Verzierungen schmückten die Mauerbrüstungen, der Portikus wurde von geriffelten Säulen gestützt. Aus dem schwarzen Dach ragte die eckige Silhouette eines Uhrenturms empor.

Wieder nannte ich meinen Namen und wurde zu einem Polizeianhänger geschickt, um Schutzkleidung in Empfang zu nehmen. Wards stellvertretender Ermittlungsleiter erwartete mich an der Treppe zum Haupteingang und stellte sich als Jack Whelan vor. Die große, graffitiverschmierte Flügeltür stand weit offen. Drinnen war es kalt und klamm und roch nach Feuchtigkeit, Schimmel und Urin. Im ehemaligen Foyer waren Flutlampen aufgestellt worden, die den stockfleckigen, bröckelnden Wandverputz und auf dem Boden liegenden Müll beleuchteten. An einer Seite befand sich ein Glaskasten, darüber ein Schild, *Notärztliche Ambulanz*.

Bierdosen, leere Flaschen und die verkohlten Reste eines Feuers zeigten, dass das Krankenhaus noch Besucher hatte. Meine Schritte hallten hohl auf der sich um einen Lichtschacht windenden Treppe. Auf jedem Absatz stand eine Lampe, staubige Schilder wiesen die Richtung zu *Röntgen*, *Endoskopie*, *EKG* und anderen lange verwaisten Abteilungen.

«Typisch Krankenhaus», sagte Whelan, kurz nach mir außer Atem im obersten Stock angekommen. «Falls man beim

Reinkommen nicht krank war, hat spätestens die Treppe einen umgebracht.»

Wir betraten einen langen Korridor, der durch weitere Lampen erleuchtet wurde. Hinter den in die schweren Türen rechts und links eingelassenen Glasfenstern war nichts als Finsternis zu sehen. Unter unseren Füßen knirschte es, an manchen Stellen war Putz aus der maroden Decke gebrochen, und die Holzbalken waren entblößt. Wenigstens lagen hier nicht mehr so viele leere Dosen und Flaschen, aber es war auch ein weiter Weg hier hoch, den man nicht grundlos antrat.

Die Reihe der Lampen zog sich zu einer ausziehbaren Aluminiumleiter, die im Vergleich zu der armseligen Umgebung unpassend neu wirkte. Sie führte zu einer rechteckigen Zugangsluke in der Decke, von dort war quer durch den Dachboden ein Laufsteg gelegt worden, bis zu der Stelle, an der Ward und ihr Team warteten.

Und an der die Leiche lag, die ich jetzt betrachtete, während ich mir den vom Zusammenstoß mit dem Balken schmerzenden Schädel rieb.

«Wir können gleich anfangen», sagte Ward. «Kennen Sie Professor Conrad?»

Ja, allerdings nur dem Namen nach. Conrad war als forensischer Rechtsmediziner in seinem Bereich schon lange etabliert gewesen, als ich in meinem gerade anfang, und wegen seines Jähzorns allgemein gefürchtet. Jetzt war er über sechzig, schien aber keineswegs altersmilde geworden zu sein. Als er

mich über die Maske hinweg betrachtete, waren die buschigen, grauen Augenbrauen in ein Stirnrunzeln eingebettet.

«Schön, dass Sie da sind.»

Seine trockene, nasale Stimme ließ schwer einschätzen, ob das ein Vorwurf sein sollte oder nicht. Erneut schien es mir, als würde ich aus dem Augenwinkel in den dunklen Schatten des Dachbodens eine Bewegung wahrnehmen, doch ich ignorierte es. Ich hatte mich für heute schon lächerlich genug gemacht.

Ward sah mich mit hochgezogener Augenbraue an. «Gut, da jetzt alle da sind, legen wir am besten gleich los. Also, rückt zusammen.»

Sie verpasste dem neben ihr stehenden Kriminaltechniker einen unsanften Stoß. Man machte mir Platz. Die Trittplatten waren um die Leiche herum gelegt worden und boten eine Plattform zum Arbeiten. Doch die Dachbalken und der Schornstein schränkten die Bewegungsfreiheit ein, und unter den Lampen wurde es schnell heiß.

«Das Krankenhaus wurde vor Jahren geschlossen, seitdem sind nur noch Obdachlose und Drogensüchtige hier gewesen», sagte Ward, als ich eine Position suchte, um besser sehen zu können. «Bis vor ein paar Monaten die Abrissarbeiten begannen, wurde hier ziemlich viel gedealt, es könnte sich also um eine tödliche Überdosis oder eine tätliche Auseinandersetzung handeln, die vertuscht werden sollte.»

Beides nicht ungewöhnlich. Ich betrachtete das ausgetrocknete, halb im Plastik versunkene Gesicht. «Wer hat die Leiche gefunden, jemand vom Abrisstrupp?»